



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 1 January 6, 1955

Köln: Bund-Verlag, January 6, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

AUFWÄRTS

Köln, 6. Januar 1955 — 8. Jahr — Preis 20 Pf. — Nr. 1

In diesem Heft:
Nach der Pariser Entscheidung
Des Catchen ist des Speiebers Lust
Wer will unter die Soldaten?
Die Stadt ist voller Geheimnisse
5 Jahre BDM

Kenneth Davies:
Die Schiefertafel



Der erste Gruß

Hugo Ernst Käufer

Als er nach zehnjähriger Gefangenschaft
er hatte in den Bergwerken von Workuta
an der nordsibirischen Eismeerküste geschuftet;
nie Post empfangen, Kohldampf geschoben, Prügel

bezogen und Läuse geknackt)
in Frankfurt an der Oder den Zug verließ,
um nach der Entlassung
und dem bürokratischen Kram
in die Tram nach dem Westen umzusteigen,
fiel die Müdigkeit seines Blicks
auf die Lettern eines grellrot umrandeten Plakats,
und er las:

„Die kriegslüsternden Kapitalisten des Westens
bedrohen unsere friedliebende Heimat.
Es ist die Pflicht jedes jungen Deutschen,
in die Divisionen der Volkspolizei einzutreten.
Der Dank der Heimat sei euch gewiß!“

... Als er nach zehntägiger Fahrt
(er hatte mit einer schlechten Note
den abschließenden politischen Schulungskursus absolviert,
seine Buschlat gegen einen Anzug von der Stange
eingetauscht,
Verpflegung empfangen und die Fahrkarte erhalten)
in Frankfurt am Main die Tram verließ,
um nach der Entlassung
in die Kleinbahn seines Heimatortes umzusteigen,
hörte er die heisere Stimme eines Zeitungsverkäufers —
und er vernahm:

„Die französische Nationalversammlung
ratifizierte soeben mit 38 Stimmen Mehrheit
das Gesetz über den Eintritt der Deutschen Bundesrepublik

in die NATO. Unserer Wiederbewaffnung
steht nichts mehr im Wege. Es ist die Pflicht
jedes jungen Deutschen, der Aggression aus dem Osten
mit seiner eigenen Kraft zu begegnen.
Der Dank der Heimat sei euch gewiß!“

Daraufhin kaufte der junge Greis
(er hatte zehn Jahre in den Bergwerken von Workuta
an der nordsibirischen Eismeerküste geschuftet,
nie Post empfangen, Kohldampf geschoben, Prügel
bezogen und Läuse geknackt)
in dem nächstliegenden Schreibwarenladen
von seinem letzten Geld ein Stück Kreide,
stellte seinen Pappkarton neben sich
und schrieb inmitten des Verkehrs in Frankfurt am Main
(mancher drehte sich interessiert um)
auf die graue Feuchtigkeit der Straße:

„Im Namen derer, die heute noch in Workuta
an der nordsibirischen Eismeerküste schufteten,
nie Post empfangen, Kohldampf schieben, Prügel beziehen
und Läuse knacken,

sage ich nein.
DER DANK DER VERDAMMTEN IST MIR GEWISS!“

... Später, als man ihn abführte,
umzitterte ein Lächeln sein Stoppelkinn.

Bekommst Du nur sowenig Leserzuschriften, oder veröffentlicht Du sie nicht alle? Wenn auch in Nr. 24 die Zahl der Zuschriften auffallend groß ist, so sind manche Nummern ohne jede Leserzuschrift. In der letzten Nummer kommen hauptsächlich Beiträge über die Zufriedenheit und Unzufriedenheit des „Aufwärts“ zum Ausdruck. Es ist erfreulich, daß die Mehrzahl der Leser mit dem „Aufwärts“ zufrieden ist. Ich bin es auch. Ich bin aber nicht zufrieden mit dem Brief von Karl Hohmann aus Walsum. Er schreibt u. a. in seinem Brief, daß er nicht mehr für den „Aufwärts“ werben kann. Schade, denn gerade mit diesem Inhalt müßten viele junge Menschen den „Aufwärts“ lesen, wenn auch auf der Titelseite die knallrote Farbe mehr in den Vordergrund tritt als die schwarze. Im selben Brief wird angeregt, den Inhalt für 14- bis 17jährige Freunde verständlicher zu machen. Da keine Vorschläge gemacht wurden, wie der „Aufwärts“ aussehen soll, erlaube ich mir folgende Fragen zu stellen: Soll der „Aufwärts“ etwa Fortsetzungs-Bildgeschichten von Tarzan oder Fliegenden Untertassen bringen? Möchte jemand Sportberichte aus der Toto-Perspektive lesen? Interessiert es uns noch, wie oft Marilyn Monroe geschieden wurde, wen Zsa Zsa Gabor heiraten wird und wieviel Kinder Esther Williams hat? Oder sollten wir jungen Menschen uns nicht mit Politik



befassen, damit wir nicht wieder Koppelschlösser mit der Aufschrift „Gott mit uns“ bekommen?

Rudolf Pietruska, Rheda

Wie Kollege Hohmann (dessen Leserbrief Ihr in Nr. 24 veröffentlicht habt), so sind auch wir als Jugendgruppe seit langer Zeit Bezieher unserer Jugendzeitschrift „Aufwärts“ und verfolgen interessiert die Artikel, aber auch die Entwicklung der Aufmachung des „Aufwärts“. Wir müssen feststellen, daß er sich sehr zu seinem Vorteil verändert hat. Unsere Gruppe ist wirklich bunt gemischt, d. h. neben Mitgliedern der sozialistischen Jugend finden wir zahlreiche Kollegen katholischer und evangelischer Gruppen. Trotzdem ist es auch noch nicht einem Kollegen eingefallen, sich über die manchmal in roter Farbe gebrachte erste Seite aufzuregen. Kann wegen ein wenig roter Farbe und einem etwas scharfen Leitartikel gleich von einer „Radikalisierung“ gesprochen werden? Wir wissen, daß mancher, der etwas Rotes sieht, gleich schwarz reagiert. Ist der Inhalt für die 14- bis 17jährigen wirklich zu schwer? Wir sagen „nein“. Schließlich ist es ja Aufgabe eines Gruppenleiters, irgendwelche unverständliche Fragen zu erklären und zu erläutern. Man hatte vor einigen Jahren die 14- bis 17jährigen auch nicht gefragt, ob ihnen das Gewehr zu schwer ist oder die Knobelbecher drücken, als sie im Volkssturm kämpfen und sterben durften. Wir würden uns freuen, wenn der „Aufwärts“ in seiner so notwendigen Aufklärungsarbeit fortfahren würde. Erstens folgt er damit nur dem Beschluß der letzten Bundes-Jugendkonferenz, und zweitens sollte wenigstens unsere Jugendzeitschrift den Mut zur Offenheit haben, wenn viele andere Zeitungen bereits den Maulkorb umgeschnallt haben. Darum nur Vorwärts mit dem „Aufwärts“.

Jugendgruppe Hausham, Jugendgruppe Peißenberg

Johannes Platte und August Enderle

Es war nach einer langen Sitzung. Johannes Platte erzählte während des Abendbrots von den Dingen, die er tun wollte, wenn er pensioniert sei. Man sah ihm an, daß er sich auf diese Zeit freute. Aber Platte dachte — und Karl Arnold lenkte. Johannes Platte wurde Arbeits- und Sozialminister in Nordrhein-Westfalen. Der DGB kann es nur begrüßen, wenn ein solch konsequenter Freund der Einheitsgewerkschaft an so hoher Stelle arbeitet. Denn immer wird es zum Segen und Fortschritt der sozial Bedrängten sein. „Aufwärts“ wünscht dem 60jährigen Geburtstagskind noch lange keine Pensionierung.

An der „Quelle“ saß der August. Im Grunde war er selbst eine Quelle, aus der unzählige Kollegen Rat schöpften. August Enderle hat ein langes Leben im Dienst der Arbeiterbewegung hinter sich, das bis zum Rande mit Erlebnissen und Erfahrungen gefüllt ist. Kein Wunder, daß das Funktionärorgan „Die Quelle“ unter seiner Redaktion zu einem der besten Organe des DGB wurde. „Aufwärts“ wünscht dem scheidenden August Enderle noch lange Jahre ungebeugter Kraft.



Nach der Pariser „Entscheidung“

Von Hans Dohrenbusch

Selbst die Befürworter der deutschen Wiederaufrüstung sind mit dem Abstimmungsergebnis der Pariser Nationalversammlung nicht zufrieden. Wie sollten sie auch? Hatte doch Frankreichs Ministerpräsident vor der ersten Abstimmung verkündet, daß nur eine große Mehrheit für die Verträge sinnvoll sei. Nach diesen Abstimmungen aber macht das gewinnende Pferd doch nur allzusehr den Eindruck eines etwas lahmen Kleppers, der sich beim ersten Gang überhaupt weigerte zu springen und dann, als er eine Menge angelsächsischen Pfeffer unter den Schwanz bekam, mit Mühe und Not die Hürde nahm. Siebenundzwanzig Stimmen betrug die Mehrheit für die Verträge, aber das war nicht einmal die Hälfte der Abgeordneten, denn fast achtzig enthielten sich der Stimme. Es ist kein Staat damit zu machen. Die Verwirrung in Paris ist groß — und es kann Sommer werden, ehe die Verträge in Kraft treten, wobei eine mögliche nochmalige Abstimmung das Bild wieder verändern kann.

Eins aber zeigten die Abstimmungen mit aller Deutlichkeit. Nämlich wie sehr die Politik der Großmächte die freie Entscheidung eines demokratischen Parlaments beeinflusst. Erst Druck der Sowjet-Union, dann Druck der Angelsachsen. Das Weltkind in der Mitte. Eins aber wissen wir jetzt auch: Die Angelsachsen sind gewillt — gleich wie demokratische Parlamente abstimmen —, die deutsche Wiederbewaffnung auch gegen den Widerstand der Völker durchzusetzen. Nehmen wir einmal an — was ja wahrscheinlich leider nicht eintreten wird —, das westdeutsche Parlament lehne die Wiederbewaffnung nun ab. Würde man die Deutschen auch gegen ihren Willen zur Wiederbewaffnung zwingen?

Wahrscheinlich wird das Bundesparlament die westdeutsche Aufrüstung beschließen. Fraglich ist, ob damit dem Willen des Volkes entsprochen wird. Eine neue Umfrage, die das Bielefelder EMNID-Institut für Meinungsforschung im November durchführte, ergab folgendes Bild. Das Institut stellte folgende Fragen:

1. „Würden Sie es für richtig halten, wieder Soldat zu werden, oder daß Ihr Mann oder Ihr Sohn wieder Soldat wird?“

Darauf antworteten von den Männern 68 v. H. mit Nein und 30 v. H. mit Ja. Von den Frauen 73 v. H. mit Nein und 22 v. H. mit Ja.

2. „Würden Sie unter besonderen Voraussetzungen bereit sein, wieder Soldat zu werden, bzw. würden Sie dafür sein, daß Ihr Mann oder Sohn wieder Soldat wird?“

Das Jahr 1955

Nachstehende Ansprache hielt der DGB-Vorsitzende Walter Freitag am 2. Januar 1955 im Nordwestdeutschen Rundfunk

Verehrte Hörerinnen und Hörer!
Meine lieben Kolleginnen und Kollegen!

Am Beginn des neuen Jahres ist es mir ein Bedürfnis, den mehr als sechs Millionen Mitgliedern des Deutschen Gewerkschaftsbundes ein Wort des Grußes zu übermitteln. Für eine große soziale Bewegung geziemt es sich, beim Jahreswechsel Rückschau zu halten über das verflossene Jahr und sich Gedanken darüber zu machen, was das neue an Aufgaben und Verpflichtungen bringt.

Blickt man auf das Jahr 1954 zurück, so kann man feststellen, daß wir von harten Kämpfen nicht verschont blieben. Die Lohnentwicklung bei uns war nicht so, daß man sie als gerecht ansprechen könnte. Ich sage dies, wenn selbst auch von Arbeitgeberseite noch zum Abschluß des alten Jahres verkündet wurde, daß durch das Vorgehen der Gewerkschaften Lohnsteigerungen erreicht wurden, die nach der Preisentwicklung nicht gerechtfertigt seien. Sollen wir das neue Jahr beginnen mit Diskussionen darüber, ob Lohnforderungen gerechtfertigt waren oder nicht? Wir würden unsere Zeit damit nutzlos vertun.

Was hat man den Gewerkschaften im letzten Jahr nicht alles nachgesagt?

Wirtschaftlicher Unverstand, Maßlosigkeit und Macht-lüsternheit waren die geringsten der Vorwürfe. Man unterschob ihrer Lohnpolitik, daß sie eine Gefährdung der Ausfuhr heraufbeschwöre, ja man malte sogar den Teufel einer unausbleiblichen Arbeitslosigkeit an die Wand. Kaum fünf Monate sind nach den Lohnkämpfen vergangen,

Diese Frage wurde von denen, die die erste Frage verneint hatten, wie folgt beantwortet: 45 v. H. der Männer mit Nein, 21 v. H. mit Ja; von den Frauen: 54 v. H. mit Nein, 17 v. H. mit Ja.

Vom EMNID-Institut wurde festgestellt, daß sich das Gesamtbild der Befragung im Frühjahr kaum geändert hat. Aber bei den männlichen Jahrgängen von 16 bis 25 Jahren habe die Wehrbereitschaft abgenommen. Die negativste Einstellung ist bei denen festzustellen, die im wesentlichen den Saudreck schon einmal mitgemacht haben, nämlich bei den jungen Männern von 25 bis 30 Jahren, die mit 60 v. H. ablehnten. Da gewisse Kreise jeden, der die Aufrüstung ablehnt, als Kommunist oder kommunistisch beeinflusst bezeichnen, hätten die Kommunisten bei uns in Westdeutschland die Mehrheit. In Wirklichkeit sind sie im Bundesparlament nicht vertreten. Es müssen also andere Gründe sein. Es könnten die Gründe sein, die die Gewerkschaftsjugend und den DGB-Kongreß zu ihren Stellungnahmen bewogen haben.

Wahrscheinlich wird der Bundestag dennoch ratifizieren. Keine, nicht die geringste Gewähr ist gegeben, daß die neue Aufrüstung die Frage der deutschen Wiedervereinigung auch nur etwas vorantreiben wird. Es ist eher anzunehmen, daß die deutsche Wiedervereinigung auf sehr lange Zeit verschoben, wenn nicht völlig unmöglich gemacht wird. Das am Neujahrstag von Malenkov gegebene Interview läßt Schlüsse darauf zu, daß die Sowjet-Union sich mit einer deutschen Wiederaufrüstung abfinden wird, aber dafür die deutsche Ostzone im Machtbereich der Russen verbleibt. In der Kritik der Pariser Verträge wurde von vielen Menschen der verschiedensten Parteien bereits darauf hingewiesen, daß von der deutschen Wiedervereinigung mit keinem Wort in Paris die Rede war. Es kann sein, daß eine kommende Viererkonferenz das Ergebnis hat:

Friedliches Nebeneinanderleben auf der Grundlage der bestehenden Weltteilung, damit also auch weiterhin bestehende Teilung Deutschlands. Wir wollen nicht hoffen, daß die Verhandlungen so auslaufen, aber wir haben keinerlei Garantien, daß die vier verhandelnden Großmächte sich die Wiedervereinigung Deutschlands zu einer Herzenssache machen. Es könnte sein, daß die deutsche Wiederbewaffnung bezahlt wäre mit dem Verlust der Saar und dem Verlust der Ostzone Deutschlands. Ist das nicht ein zu hoher Preis für eine Einrichtung, die immer unproduktiv ist und die Früchte der Arbeit eines fleißigen und friedlichen Volkes weitgehend verschlingt?

da erreichen indessen die Exportaufträge einen Höchststand, da heißt es allenthalben, daß die Antriebskräfte der Wirtschaft noch lange nicht erschöpft seien. Diejenigen aber, die nach wie vor vom „deutschen Wirtschaftswunder“ entzückt in gebundener Rede sprechen, werden gleich prosaisch, sobald das Thema angeschnitten wird, die maßgeblichen Schöpfer des sogenannten Wunders, eben die Gesamtheit der Arbeitnehmer, über den Lohn gerecht an ihm teilhaben zu lassen.

Die Auslassungen der Unternehmer über das Wirtschaftswunder bekommen mit der Zeit in den Ohren der arbeitenden Menschen einen unangenehmen Klang. Wer die Leistungen und berechtigten Ansprüche der Arbeitnehmer anerkennt, sollte den Worten Taten folgen lassen. Im anderen Falle darf man sich nicht wundern, wenn es zu Auseinandersetzungen um den Lohn kommt.

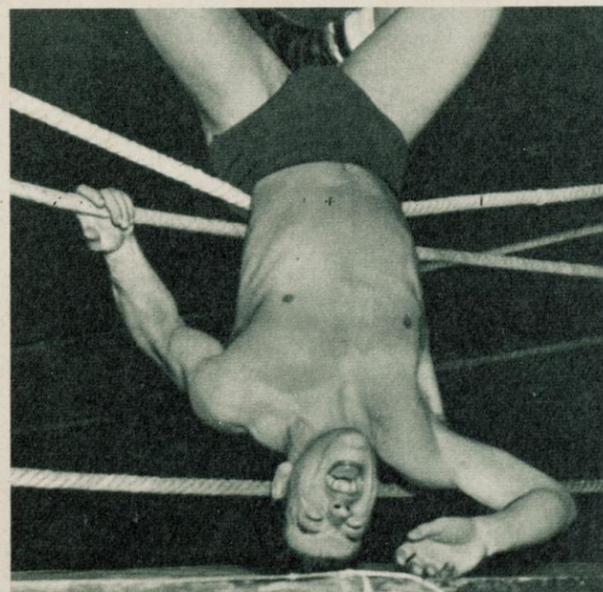
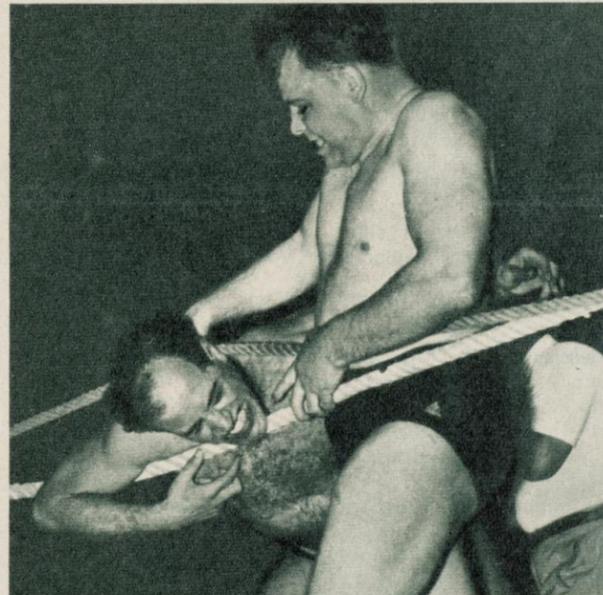
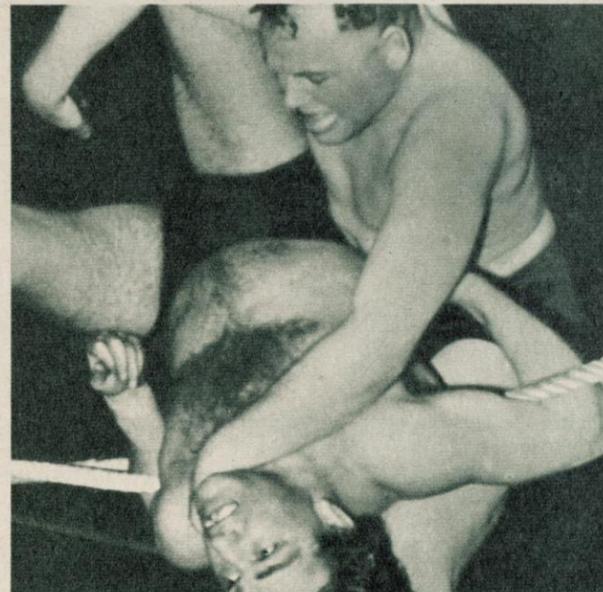
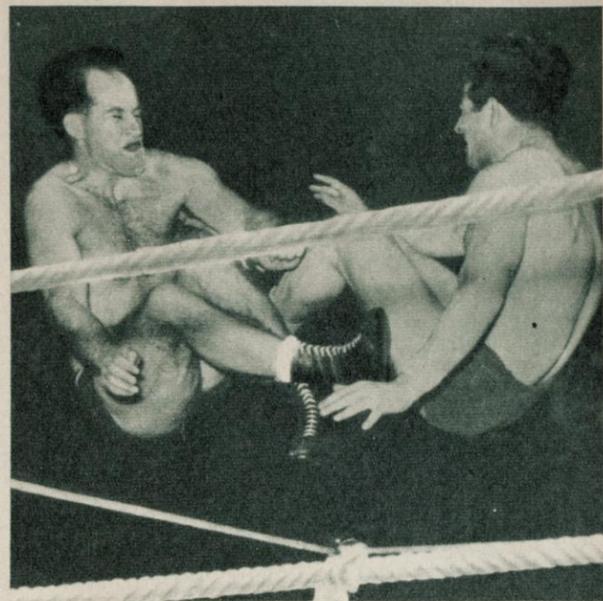
Die deutschen Gewerkschaften suchen diese Auseinandersetzungen nicht. Sie möchten in freier Aussprache und in freien Verhandlungen alle diese Dinge klären. Bisher haben sie freilich nur schöne Worte gehört.

Mögen im Jahre 1955 nun endlich die Taten folgen!

Einen feinen Blick und ein feines Gefühl für die Problematik unseres sozialen Gefüges haben offenbar die fremden Besucher Westdeutschlands, die aus Ländern mit einer ausgeprägten sozialfortschrittlichen und demokratischen Gesinnung kommen. So schrieb dieser Tage der Stockholmer Korrespondent einer angesehenen Berliner Zeitung, viele Schweden, die im letzten Jahr bei uns zu Besuch waren, hätten das Gefühl, „die soziale Frage in Deutschland sei noch nicht gelöst, die soziale Entwicklung habe nicht mit dem wirtschaftlichen Aufschwung Schritt gehalten“. Ist dies nicht eine durchaus richtige Beobachtung? Deshalb fordern die Gewerkschaften zu Beginn des neuen Jahres bei einer sachlichen Abschätzung der wirtschaftlichen Möglichkeiten eine weitere Erhöhung des Anteils der Arbeitnehmer am Sozialprodukt.

Hand in Hand damit muß eine Verkürzung der Arbeitszeit gehen. Seit mehr denn 30 Jahren hat sich bei uns an der

Fortsetzung Seite 8



Das Catchen ist des Spießers Lust

Eine Reportage von Hübenthal

Draußen ist gedämpftes Licht. Die Musik spielt „Rote Rosen, rote Lippen, roter Wein“. Ein Gong ertönt. Stefanescu und de Haas springen sich an. Frau Evelyn Kendenich (Altpapier en gros) findet das nicht sehr interessant. Und Herr Karl Gendebien (Gummi- und Asbest-Artikel)

döst weiter vor sich hin. Mariechen Weiler (Kontoristin bei Kardorf und Co.) harrt der Dinge, die nun kommen sollen. Erst als de Haas den Stefanescu um die Seile wickelt, erwacht Herr Gendebien. Frau Kendenich ist zwar nicht einverstanden. Sie hatte auf Stefanescu getippt. Dafür ist Fräulein Weiler begeistert. Jetzt hängt er drin — der Stefanescu! Egal — ob de Haas oder Stefanescu — nun hat Frau Kendenich auch ihren Spaß. „Schon aus?“ denkt Herr Gendebien — schließlich hat er 12 Mark für seinen Platz gezahlt. Doch Stefanescus Abgang ist schon 12 Mark wert, und Herr Gendebien ist sichtlich zufrieden. Entzücken

in der ganzen ersten Reihe: Stefanescu steht kopf! Außerhalb! Also: Aus! Nur Mariechen Weiler hat Angst um den Kämpfer... Oder?

Das Dämmerlicht geht wieder an. Die Musik spielt: „Ansonsten Herr Lutter — ist alles in Butter...“ Zufrieden ist das Publikum. Noch zufriedener sind die Kämpfer, denn der Kampf war kurz. Am zufriedensten ist der Manager, als er die vollen Reihen sieht. Eigentlich müßte die Musik spielen: „Jaja, das ist ein Geschäft, das bringt noch was ein...“

Allianzen Die Landtagswahlen in Hessen und Bayern haben bestätigt, daß der CDU-Sieg vom 6. September 1953 ein kaum wiederholbares Ereignis in der deutschen Politik ist. In beiden Ländern wurde die SPD in die Regierungsverantwortung gerufen, in Bayern unter dramatischen Umständen. Dort bildeten SPD, FDP, Bayernpartei und BHE eine „sozial-liberale Konzentrationsregierung“, die die CSU in die Opposition verwies. In Hessen setzt Ministerpräsident Zinn die Koalition aus SPD und BHE fort. In beiden Ländern wären „Koalitionen nach Bonner Muster“ möglich gewesen.

Kummer des Kanzlers: Die politische „Uniform“ ist offenbar ebensowenig gefragt wie die militärische.

Berlin Über 90 v.H. der Berliner gingen zur Wahl ihres neuen Abgeordnetenhauses. Die kommunistische SED und die in Nazibraun auftretende „Deutsche“ Partei erlebten die verdiente Niederlage, die stark nach rechts ausschlagende FDP wurde entscheidend geschwächt. Die nach Reuters Tod in die Opposition gedrängte SPD übernahm wieder das Amt des Regierenden Bürgermeisters und bildete eine Koalition mit der CDU.



Berlin bleibt dem Westen und der Demokratie treu; das Umgekehrte scheint nicht so ganz sicher.

Illusion „Nur ein gekröntes Haupt könnte — nach einer Wiedervereinigung — die beiden Teile Deutschlands wieder versöhnen“, erklärte Professor Schoeps, Historiker der Monarchie, vor einem Kreis geladener Gäste.

Zur Auswahl empfohlen: Otto von Habsburg, Rupprecht von Bayern, Ferdinand von Hohenzollern, Prinz Karneval von Köln.

Stimmung In der großen Debatte, mit der der Bundestag die neuen Pariser Verträge verabschiedete, meinte der CDU-Abgeordnete Kiesinger zum Problem „Jugend und Wiederbewaffnung“: „Sie (die Jungen) sagen: Es ist eine schlimme Sache; wir wollen den alten Barras nicht wieder. Aber sie sagen auch: Wir müssen eben in den sauren Apfel beißen!“

Ob sie auch bereit sind zu sagen: Wir müssen eben wieder ins Gras beißen, war von Herrn Kiesinger nicht zu erfahren.

Seebohm Fünf Münchner Führerunternehmer schickten Bundesverkehrsminister Seeböhm (DP) zu Weihnachten ein Drei-Liter-Miniaturbierfaß mit roter Tinte, „die Sie verwenden können, um Ihre Verkehrsgesetze zu korrigieren“.

Anregung für weitere Seeböhm-Geschenke: Ein Fläschchen schwarzrotgoldener Tusche, um die nazibraunen Stellen aus seinen Rednermanuskripten zu entfernen.

Versuch In einem Interview der „New York Times“ hat der ehemalige Parlamentspräsident Jugoslawiens, Milovan Djilas, der vor Jahresfrist aller Ämter enthoben und aus der KP ausgestoßen worden war, die Bildung einer zweiten sozialistischen Partei in Jugoslawien gefordert, die mit Titos Kommunismus in einen aktiven Konkurrenzkampf treten soll. Djilas gab das Interview zu einem Zeitpunkt, da Marschall Tito in Indien weilte, um mit Ministerpräsident Nehru für die friedliche Koexistenz von Ost und West zu demonstrieren.

Nicht verwunderlich, daß der gestürzte Kronprinz von Jugoslawiens KP das außenpolitische Tito-Rezept einmal innerpolitisch ausprobieren will.

Wirkung Ein Zurückgehen der Zahl der Ehescheidungen und das Ansteigen der Wahlbeteiligung — das sind die soziologischen Nebenwirkungen des Besitzes von Fernsehgeräten, will eine Zeitung in den USA festgestellt haben, wo auf jede zweite Familie ein Fernsehgerät entfällt. Das Fernsehen habe sich als das wirksamste Propagandainstrument herausgestellt.

Tip für Blanks Wehrbereitschaftsaktion: Jedem Angehörigen der Jahrgänge 1929—36 einen Fernsehempfänger aus Adenauers Geheimfonds!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH., Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortliche Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graphische Gestaltung: Willy Fleckhaus. Telefon 7 08 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. — Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg, Köln.

Wer will unter die Soldaten?

Hier ist die Antwort der Betroffenen

„Man hat ja noch niemals versucht, den Krieg ernsthaft zu bekämpfen. Man hat ja noch niemals alle Schulen und alle Kirchen, alle Kinos und alle Zeitungen für die Propaganda des Krieges gesperrt. Man weiß also gar nicht, wie eine Generation aussähe, die in der Luft eines gesunden und kampfesfreudigen, aber kriegablehnenden Pazifismus aufgewachsen ist. Das weiß man nicht“ — das wußte man nicht, als Kurt Tucholsky, bebend vor Schmerz, diese Sätze einer schwerhörigen Welt in die Ohren schrie.

Katholische Jugend

Heute, nachdem das Experiment an einer Stelle, und zwar — da steckt der entscheidende Mißgriff — nur an dieser, zehn Jahre durchgehalten wurde, heute weiß man es und wüßte es mancherorts lieber nicht. Die Folgen einer Erziehung, zu der sich die Erzieher ausdrücklich verpflichten mußten, sind abzulesen an dem Echo, das die geplante Wiederbewaffnung in der Jugend findet. Nehmen wir uns die offiziellen Äußerungen der einzelnen Verbände vor, so begegnen wir allein bei der Katholischen Jugend einer rückhaltlosen Zustimmung, einem der CDU-Parteilinie entsprechenden Standpunkt, der allerdings auch erst nach Überwindung einiger Schwierigkeiten und nicht ohne einen gewissen „Säuberungsprozeß“ erreicht werden konnte.

Evangelische Jugend

Schon die Evangelische Jugend, die zahlenmäßig stärkste Jugendgemeinschaft, faßt das heiße Eisen sehr viel vorsichtiger an. Sie umfaßt und toleriert Mitglieder und Mitgliedergruppen aus den verschiedensten Lagern. Es existiert jedoch eine „Handreichung zur Frage des Wehrdienstes“, in der es eindeutig heißt: „Einer Remilitarisierung Deutschlands können wir das Wort nicht reden, weder was den Osten noch was den Westen angeht. Die Pflicht der Kirche kann es immer nur sein, die schwergerüsteten Mächte der Welt wieder und wieder zu bitten, dem heillosen Wettrennen ein Ende zu machen und friedliche Wege zur Lösung der politischen Probleme zu suchen. In jedem Fall muß aber derjenige, der um seines christlichen Gewissens willen den Dienst mit der Waffe verweigert, die Freiheit haben, sein Gewissen unverletzt zu erhalten...“ Die Kirche macht es ihren Angehörigen zur Pflicht, sich gründlich zu bedenken, ehe sie die eine oder andere Haltung wählen.

Sozialistische Jugend

Die Sozialistische Jugend folgt wiederum dem Kurs der SPD, die mit einer Wiederbewaffnung erst nach vollzogener Wiedervereinigung Deutschlands einverstanden wäre. Die Bundeskonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes hat sich dieser Meinung angeschlossen und schlägt vor, ein Komitee aus Vertretern aller sozialistischen Jugendgruppen zu bilden, das die Aufgabe hat, eine Aufrüstung der Bundesrepublik unter den augenblicklichen Verhältnissen zu verhindern.

Naturfreunde-Jugend

Wesentlich radikaler lautet die Erklärung der Naturfreunde-Jugend, für die überhaupt nur die Kriegsdienst-

verweigerung in Frage kommt. Ihre grundsätzliche Gegnerschaft zur Wiederaufrüstung der Bundesrepublik, die ihr eine Wiedervereinigung Deutschlands und echte europäische Lösungen unmöglich zu machen scheint, läßt sie auf dem zugesagten Recht der Kriegsdienstverweigerung bestehen und u. a. fordern, daß im Gesetz alle Gewissensgründe als gleichwertig anzuerkennen sind, Kriegsdienstverweigerer nicht zu Ersatzdiensten gezwungen werden dürfen und Möglichkeiten offenbleiben, daß die Gewissensentscheidung einer Kriegsdienstverweigerung auch während des Wehr- und Kriegsdienstes fallen kann.

Gewerkschaftsjugend

Aufsehen erregte der Beschluß, den die 206 Delegierten der 3. Bundesjugendkonferenz, die 670 000 junge Gewerkschaftsmitglieder vertraten, einstimmig faßten. „Sie lehnen jeden Wehrbeitrag ab. Sie erwarten, daß in der Bundesrepublik Deutschland die sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen geschaffen werden, die die Garantie für eine stabile Demokratie geben. Sie weisen mit Nachdruck darauf hin, daß alle Wiederbewaffnungsbestrebungen unübersehbare politische Folgen für eine Wiedervereinigung Deutschlands in demokratischer Freiheit haben. Die Delegierten verurteilen auch die Wiederaufrüstung in der sowjetischen Besatzungszone, wie sie von der Sowjet-Union betrieben wird. Die Delegierten erklären sich gegen die vor kurzem im Bundestag verabschiedeten Änderungen des Grundgesetzes, wonach die persönliche Freiheit zugunsten eines kommenden Wehrgesetzes eingeschränkt wird.“ Man kann wohl auch diese Entschließung als das Produkt einer ganz bewußten Erziehungsarbeit bezeichnen, einer Erziehungsarbeit, die mit unvergleichlicher Konsequenz vom „Aufwärts“, der Jugendzeitschrift des DGB, betrieben wurde. Der alte Streit, ob durch „so etwas“ die parteipolitische Neutralität zu verletzen sei, entbehrt zumindest da der Berechtigung, wo „Betroffene“ zu ihren hautnahen Problemen Stellung nehmen.

Kommende Auseinandersetzungen

Eine umfassende, allgemeine Diskussion setzt ein, der sich niemand entziehen, die niemals enden darf. Wenn wir die jungen Menschen lehren, vor gegebenen Tatsachen nicht resigniert zu kapitulieren, keine Maßnahme als selbstverständlich anzusehen und ohne Unterlaß nach ihrem Sinn und Zweck zu fragen, rüsten wir sie mit Bedacht für die kommende Auseinandersetzung. Sie müssen aus dem Chaos bloßer Empfindungen heraus und auf einen festen Grund gelangen, den die „vernünftigste“ Beweisführung nicht erschüttern kann. Den ethischen Konflikt, in den die Jugend ohne eigenes Verschulden geriet, sollten selbst die als solchen achten, denen es schwerfällt, die nunmehr friedlichen Zielen zugewandte Begeisterung positiv zu werten. Daß die verheißungsvolle Frucht erzieherischer Bemühungen im ungelegenen Zeitpunkt reifte, bringt sie in Gefahr. Aber welcher Gärtner gibt seine Ernte dem Verderben preis, welcher Erzieher läßt die ihm anvertraute Jugend in ihrer Not allein?

H. Feidel-Mertz

Entnommen: Deutsche Lehrerzeitung



Nie wieder Barras

Wir sind bisher noch nicht gefragt worden. Die Düsseldorfer Bundesjugendkonferenz und der Frankfurter DGB-Kongreß haben in dieser Sache deutliche Worte gesprochen. Die Gewerkschaftsjugend steht hinter diesen Beschlüssen. Sie steht nicht nur dahinter, sie ist auch bereit, für das Wirksamwerden etwas zu tun.

Aus dieser Erkenntnis heraus demonstrierte die oberbergische Gewerkschaftsjugend in ihrem Heimatkreis.

Neben Forderungen wie: Gerechter Lohn statt Wehrosold und vielen anderen zeigten sie, wirkungsvoll dargestellt, das Problem der Kriegsgefangenschaft. Der Anblick der Menschen hinter Stacheldraht rief bei all denen, die selber Gefangenschaft erlebt hatten, die Zeit der Unfreiheit und der Unmenschlichkeit wieder ins Gedächtnis zurück (Bild oben). Die Gewerkschaftsjugend will, indem sie dieses Motiv der Öffentlichkeit zeigt, den jungen Menschen sagen, daß auch so der vielverherrlichte Barras enden kann.

Hans Iven



Die Stadt ist voller Geheimnisse

Ein deutscher Film von Fritz Kortner

Seltsames Zusammentreffen: In den Vorweihnachtstagen, als in Düsseldorf ein Werk geschlossen wurde und die dreihundert Arbeiter und Angestellten arbeitslos wurden, zeigte Real-Film in Düsseldorf der Presse den unter Fritz Kortners Regie gedrehten Spielfilm „Die Stadt ist voller Geheimnisse“, der als Thema die Stilllegung eines Betriebes mit dreihundert Beschäftigten hat. Hier ist also ein Film geschaffen worden, der die Auswirkungen eines solchen Ereignisses behandelt, über das der flüchtige Zeitungsleser hinwegliest und sich weiter keine Gedanken macht, was nun mit den arbeitslosen Menschen geschieht. Von den dreihundert Menschen hat der Film einige herausgegriffen und geschildert, was sie angesichts des Schicksals „arbeitslos“ anfangen. Es beginnt am Samstagmorgen. Sie sind noch munter in den Betrieb gekommen und machen ihre Pläne für den Sonntag; aber dann sickert das Gerücht durch, daß der Betrieb geschlossen wird. Die Angst vor der Zukunft beschattet den Morgen und den kommenden Sonntag. In dieser Angst nimmt der alte Buchhalter Klein die restlichen achttausend Mark aus dem Kassenschrank und läuft davon. Von Gewissensqualen geplagt, will er sie schließlich zurückbringen; aber sie sind verschwunden. Später, nachdem er in einer Bar eine ehemalige Tänzerin als Garderobenfrau wieder sieht, die er vor vierzig Jahren innig geliebt hat, und mit ihr noch eine Stunde der Wiedersehensfreude verbringt, geht er ins Wasser. Die Garderobenfrau — von Lucie Mannheim großartig gespielt — entdeckt das Geld, das durch eine zerrissene Tasche in den Mantelsaum gefallen ist, und bringt es in das Werk zurück. Hier trifft sie auf die Aufwarte frau (Grethe Weiser), die inzwischen auch von der Kündigung erfahren hat. Sie legt das Geld wieder in den Kassenschrank. Auch die Aufwarte frau wird durch die Kündigung schwer getroffen. Nicht nur, daß sie arbeitslos wird, sie verliert auch ihre „Achtzimmerwohnung“. Im Grunde hat sie keine Wohnung, aber als Kind des Volkes hat sie sich zu helfen geußt.



Die Räume, die sie zu reinigen hat, sind ihre „Wohnung“, in der sie auch ihre Nächte verbringt. Nur der Nachtwächter weiß um ihr Geheimnis. Die Aufwarte frau hat der trostlosen Korrespondentin Susi Ecker den Rat gegeben, zum Wahrsager zu gehen. Sie geht hin. Aber kurz vorher hat ein Heimkehrer den Wahrsager erschossen, weil er seiner Frau gewarnt hat, daß er tot sei. Die Frau ging deshalb in den Tod. Susi Ecker kommt in den Verdacht des Mordes. Der Heimkehrer erfährt es und stellt sich. Die beiden jüngsten Menschen des Betriebs, Werbeleiter Scholz und Braut Christl, trifft es nicht so schwer. Sie sind



jung und mutig. Schon machen sie Pläne, wie sie neue Arbeit finden und ihr Leben trotz des Schicksalsschlags aufbauen können. Sie unternehmen am Sonntag einen Ausflug. Während Scholz einen Weg besorgt, trifft Christl auf den Besitzer des Betriebes, den sie nicht kennt, da sie erst vierzehn Tage im Betrieb war. Sie sagt ihm, was sie über ihn denkt. Sie nennt ihn alt, rückständig und ein wenig plemplem. Nachdenklich geht der Besitzer weg. Später erfahren wir, daß seine Tochter den Betrieb übernimmt und die Kündigungen zurückgezogen werden.

Nicht alles, was im Film geschieht, soll hier aufgeführt werden. Es geschieht viel mehr. Hoffnungslosigkeit und Mut, Liebe und Verbrechen, Gleichgültigkeit und Verantwortung stehen sich gegenüber. Es ist ein Film jenseits der üblichen deutschen Filmschablone. Er leuchtet in das Leben einfacher Menschen hinein.

Was in diesem Film geschieht, kann morgen jedem von uns geschehen. Indem er aufleuchtet, daß der Mensch nicht nur eine Nummer ist, mit der man verfahren kann, wie man will, sondern aufzeigt, daß man einem Menschen mit seiner Arbeit auch das Leben nehmen kann, erfüllt er eine soziale und ethische Aufgabe.

Fritz Kortner, der bei der Aufführung zugegen war, sagte zur Einleitung, daß er keinen Durchschnittsfilm machen wollte, sondern die große Tradition des deutschen Films suche, ohne aber dabei das neuerfahrene Heutige zu vernachlässigen. Nun, das ist geschehen. Fritz Kortner sollte mehr Filme drehen.

Nicht nur das Thema sprengt die Schablone, auch manche der hervorragenden Schauspieler wurden aus ihrer üblichen Schablone herausgenommen. Grethe Weiser als Aufwarte frau wird in dieser neuen Rolle unvergessen bleiben. Paul Hörbiger als Buchhalter Klein hat in diesem Film eine seiner schönsten Rollen gespielt. Hinzu kommt die zwar kleine, aber um so eindringlichere Rolle Wilfried Seyferths als Heimkehrer; seine letzte, die seinen Verlust um so schmerzlicher empfinden läßt.

Ein guter und schöner Film. Wir sollten in Deutschland mehr davon haben, dann brauchte uns um die Zukunft des deutschen Films nicht bange zu sein.

Hans Dohrenbusch
Fotos: Real/Europa-Film/Filipp



Oben links: Aufwarte frau (Grethe Weiser) und Garderobiere (Lucie Mannheim)
Oben Mitte: Unternehmer-tochter (Margot Trooger)
Oben rechts: Telefonistin (Eva-Ingeborg Scholz)
Unten links: Regisseur Fritz Kortner und seine Mitarbeiter
Rechts: Kassierer (Paul Hörbiger)

Eines Tages erfuhren wir, daß unser Abtransport bevorstand. Eine Einheit von einundzwanzig Mann war aufgestellt worden, und in dieser Einheit waren Victor Tosca, Joe Foxhall, der Schriftsteller, und ich. Wir wurden frisch geimpft, bekamen Orientierungsvorträge zu hören und erhielten eine neue Ausrüstung inklusive Karabiner. Anfang Dezember schickte man uns in ein Lager in der Nähe von New Jersey zur besonderen Ausbildung für Übersee. Wir standen um vier Uhr morgens auf, waren um fünf Uhr auf der Station und fuhren dann nach New Jersey — Felduniform, Marschgepäck, Gasmaske, Stahlhelm und Karabiner. Es war saukalt dort draußen, und das Ganze kam mir furchtbar blöd vor. Es war ganz phantastisch. Es hatte nichts Wirkliches an sich. Wir fuhren dreimal nach New Jersey, jedesmal einer neuen Ausbildungsart wegen. Das erstmal mußten wir hundert Yards über rauhes Terrain kriechen, unter Drahtverhauen, während ein Maschinengewehr richtige Kugeln über unsere Köpfe feuerte. Das Rattern des Maschinengewehrs kam mir lächerlich vor. Während wir darauf warteten, daß wir drankämen, die hundert Yards in voller Ausrüstung zu kriechen, studierte ich die Gesichter der Burschen, die das Kriechen schon hinter sich hatten. Diese Burschen waren alles andere als fröhlich. Sie sahen nicht den Kerlen ähnlich, die sich seit zwei oder drei Jahren auf der New Yorker Station umherdrückten und dauernd dort blieben. Diese Burschen hier sahen aus, als wenn sie vereinsamt wären. Sie sahen aus, als wenn sie mit einem alten Bekannten sprechen wollten — mit jemand, der nicht in Uniform ist — und ihm etwas Wichtiges erzählen. Ich glaube, ich habe noch nie Gesichter gesehen, aus denen so sehr die Einsamkeit blickte, wie die Gesichter der Burschen, die die hundert Yards gekrochen waren. Als sie vom Kriechen zurückkamen, gingen sie langsam, und keiner sagte ein Wort. Hin und wieder drehte sich einer um und blickte auf das Maschinengewehr, das jetzt über andere Burschen feuerte, die gerade am Kriechen waren.

starrte auf das Maschinengewehr. Ich glaubte schon, er würde nie umfallen. Ich vermute, er war außer sich vor Wut, wie du's bist, wenn du siehst, daß sowieso alles schiefgeht." Ich fragte den Sergeanten, ob der Bursche etwas gesagt habe. „Ja“, sagte der Sergeant. „Er sagte fortwährend: »L.m.i.A., L.m.i.A.«, bis er umfiel.“ Ich fragte den Sergeanten, ob er glaube, daß der Bursch verängstigt war. „Was meinen Sie?“ „Nach dem, was Sie mir erzählt haben“, sagte ich, „würde ich meinen, daß der nicht verängstigt war. Er war nur entschlossen, die Sache nicht mitzumachen, nichts anderes.“ „Warum nicht?“ „Es gefiel ihm eben nicht.“ „Es gefiel ihm nicht?“ sagte der Sergeant. „Es muß einem gefallen.“ „Nein, es muß nicht“, sagte ich. „Diesem Burschen hat's nicht gefallen.“ Darauf sah mich der Sergeant ein wenig besorgt an. „Einer, der so etwas macht, bereitet allen einen Haufen Scherereien“, sagte er, „und er jagt auch allen eine Höllenangst ein — es ist das Ärgste, was es für die Moral geben kann. Wenn Sie anfangen zu kriechen, halten Sie den Kopf schön nieder und setzen Sie sich keine verrückten Ideen hinein.“ „Machen Sie sich keine Sorgen“, sagte ich. „Ich werde kriechen. Ich werde meinen Kopf schön ducken. Aber der andere Bursch tat das eben nicht gern, nehme ich an.“ „Warum nicht?“ sagte wieder der Sergeant. „Er war eben in einer Armee anderer Art.“ „Was meinen Sie damit?“ „Er war in seiner eigenen Armee. Er erblickte in dieser Armee hier seinen Feind.“ „Es gibt doch allerhand komische Kerle in der Armee“, sagte der Sergeant.

uns zu dem, wozu wir früher einfach gezwungen werden konnten und bald wieder gezwungen werden können, zunächst überreden, die uns überzeugen wollen. Wir wissen nur eins: Sie wenden — indem sie remilitarisieren — das einzige Mittel an, von dem wir genau wissen, daß es immer unheilvolle Folgen gehabt hat.

Die Spekulation aller, die auf der Suche nach überzeugten Mitmachern sind, geht immer auf jene, denen es so dreckig geht, daß sie keine andere Chance zu haben scheinen, als zum Militär zu gehen, wo ihnen Essen, Trinken, Kleidung, Tabak, ein Taschengeld und Freifahrtscheine in alle Erdteile geboten werden gegen eine Leistung, die in friedlichen Zeiten weitaus geringer ist als die eines Arbeiters, eines Angestellten, und die im Krieg — für mehr als die Hälfte aller Soldaten aller Ränge — bedeutend unter der Leistung eines Zivilisten liegt, der unter widerwärtigen Umständen, schlechter ernährt als die Soldaten, seiner Arbeit nachgehen muß. Deshalb stimmt einer der Haupteinwände gegen die Widerspenstigen nicht: daß sie ein bequemeres Leben dem harten eines Soldaten vorziehen. Dumm, das noch zu sagen, wo im letzten Krieg Millionen von Frauen und Kindern weitaus mehr erduldet und geleistet haben als die meisten Männer, von denen viele ein geradezu absurdes Wohlleben genießen konnten.

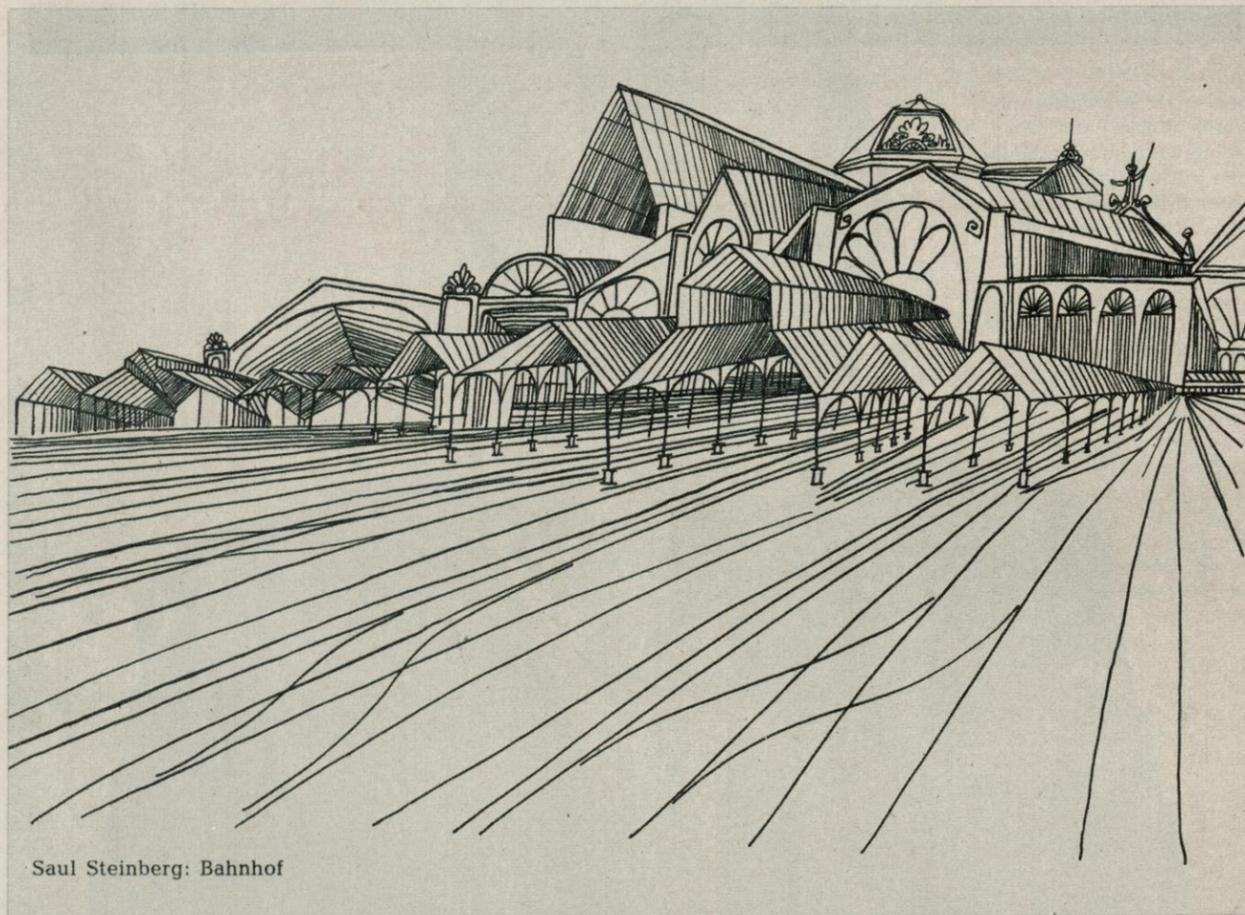
Die soziale Verlockung angesichts des Wehrsoldes, der günstigen Lebensbedingungen in einer modernen Armee, ist also groß für diejenigen, die in sozialer Zwangslage leben — das aber und das nicht notwendigerweise in die Armee zwingt, beweist in Saroyans Roman Wesley Jackson, der, als er einberufen wird, Gelegenheitsarbeiter ist, knapp an Dollars, fern von Ham and Eggs und jener fast der eines Manikürsalons ähnelnden Hygiene, wie sie die amerikanische Armee zu bieten hat. Wesley Jackson ist kein Antimilitarist; keine Idee, keinen Gedanken ist ihm diese Armee wert: Er ist einfach von Natur kein Soldat, und Schelme, die eine Armee sprengen können wie Dynamit, sind leider seltener als Antimilitaristen, wie Originale eben selten bleiben. Wider seinen Willen also gerät Wesley Jackson in die Armee, er findet sie töricht, die dort verbrachte Zeit (obwohl sie ihm auf merkwürdig paradoxe Weise Nutzen bringt) rein verschwendet. Saroyan hat keine Theorie, er beschreibt einfach, wie das Militär „mit einem Burschen umgeht“; Wesley zieht eine Gasmaske übers Gesicht, betritt eine Gaskammer und atmet Gas ein; er kriecht hundert Yards durch Maschinengewehrfeuer, er fliegt nach Alaska, lernt eine moderne Frau kennen, findet auf der Straße Briefe, die an das Volk der Erde adressiert sind, gerät schließlich in einen Truppenteil, wo er den wahren Feind kennenlernt, nämlich die Leute, die Szenarios für Instruktionfilme schreiben. Und in London findet eine Diskussion statt: „Was soll nach dem Krieg mit Deutschland geschehen?“ Und da diese so schwierige Frage (es ging um uns) nicht lösbar scheint, steht Wesleys Freund auf und sagt „ganz ruhig“: „Die einzige Möglichkeit ist die, jeden einzelnen von ihnen umzubringen, bis sie alle tot sind.“ (Damals wollte Churchill noch für alle Zeit ein Volk von Pflügern aus uns machen.)

Viele Leute lernt Wesley Jackson in diesem Krieg kennen: Lords, Ladys, Gentlemen, auch Millionäre, aber er findet sie alle dürftig. Wichtiger ist, daß er Jill in London kennenlernt, mit ihr getraut wird, einen Sohn bekommt, heil aus dem Krieg heimkehrt, mit jener Weisheit ausgestattet, die er von seinem Vater ererbte: „Es gibt keine Wahrheit, keine Schönheit, keine Gerechtigkeit, keinen Himmel, es sei denn aus Liebe.“

Wesley Jackson ist ein entfernter Verwandter des unwiederbringlichen Schwejk: Er ist uns näher als jener dickhäutige Abkömmling Sancho Pansas, er ist subtiler, sentimentaler, ein sensibles Kind späterer Geschlechter, aber ebensowenig Soldat wie jener. Sicher ist, daß die strammen Antimilitaristen ihn ebensowenig verachten würden wie die strammen Militaristen, weil er keine Ideologie wie einen Panzer mit sich herumschleppt, er ist von Natur gegen das Militär, weil er für eine Menge anderer Dinge ist: für die Liebe, das Leben, sein Kind — und zweifellos wäre er, ähnlich wie sein Vater, lieber eine Art Landstreicher geworden, als gegen Tabak, Ham and Eggs das Leben in der Armee einzuhandeln. Saroyans Roman ist ein erfreulicher Beweis dafür, daß man auch, wenn es einem dreckig geht, nicht auf den Leim kriechen muß und daß Humor etwas anderes ist als jene verteuflerte Etappenhasenkomik, die den strammen Mitmachern nach Feierabend von jeder Heeresleitung gern gegönnt wird. Es wird niemals als ein hinlänglicher Grund zur Verweigerung des Wehr- oder Kriegsdienstes angesehen, daß jemand sich einfach nicht von seinen Kindern, seiner Frau, seinem eigenen Leben trennen möchte, um ein anderes, ihm aufgezwungenes zu leben um jener Ziele willen, die jeweils verdächtig laut, verdächtig oft ausgetrommelt werden müssen, um halbwegs plausibel zu erscheinen. Es geht immer darum, irgend etwas zu retten, zu schützen — aber die Witwen der Gefallenen leben hart mit den Groschen ihrer Rente, die Kinder der Gefallenen hocken in engen Schulklassen zu fünfzig aufeinander. Der simple und doch so einleuchtende Grund, Weib und Kind nicht zu verlassen, sie durch die eigene Gegenwart wirksam zu schützen, hat niemals gegolten, und doch ist er der gültigste, und er beweist, daß die Anarchie der Widerspenstigen durchaus eine positive ist: Nichts ist so familienfeindlich wie das Militär; für Väter, die ihre Kinder, für Gatten, die ihre Frauen lieben, gibt es nichts Schlimmeres als die Einberufung. Das Miteinanderleben einer Familie ist damit zu Ende.

Für Wesley Jackson ist der Dienst in der Armee sinnlos, langweilig und dumm, weil er ihn an seinem eigenen Leben hindert.

(William Saroyans Wesleys Abenteuer, Ki-Wi Taschenbuch 18, 232 Seiten 1.50 DM.)



Saul Steinberg: Bahnhof

Der Sergeant, der die Aufsicht führte, schärfte allen ein, den Kopf niederzuhalten. „Wir haben den Befehl, die Sache kitzlig zu machen, und sie ist kitzlig“, sagte er. „Kopf niederhalten und fortwährend kriechen — nicht umherschauen. Schauen ist gefährlich.“ Ich knüpfte mit dem Sergeanten ein Gespräch an, und er sagte: „Unter uns gesagt, sie wollen ab und zu ein paar Verluste haben, weil Verluste beweisen, daß die Ausbildung scharf ist, und sie wollen, daß sie scharf ist.“ Ich fragte ihn, ob schon jemand getroffen worden sei. Er sah sich um, ob jemand zuhöre, und dann sagte er: „Drei, seitdem ich hier bin — drei in einem Monat.“ Ich fragte ihn, wie das passiert sei. „Panik“, sagte er. „Ab und zu springt ein Bursch auf und will davonrennen, aber er kommt nicht sehr weit.“ Ich fragte ihn, warum der Bursch am Maschinengewehr nicht zu feuern aufhörte, wenn jemand aufsprang. „Er kann's nicht so schnell“, sagte der Sergeant. „Übrigens erwartet man von ihm gar nicht, daß er zu feuern aufhört. Verflucht, so ein armer Hundesohn hat einmal zwanzig Kugeln in den Leib bekommen. Wenn er beim ersten Treffer umgefallen wäre, hätten sie ihn vielleicht retten können — aber dieser verrückte Hundesohn stand da und

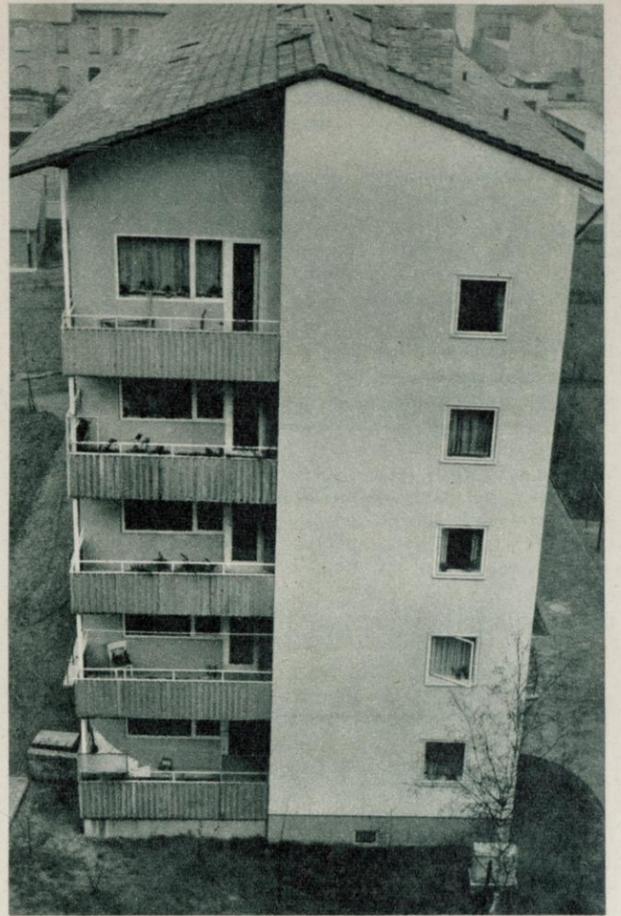
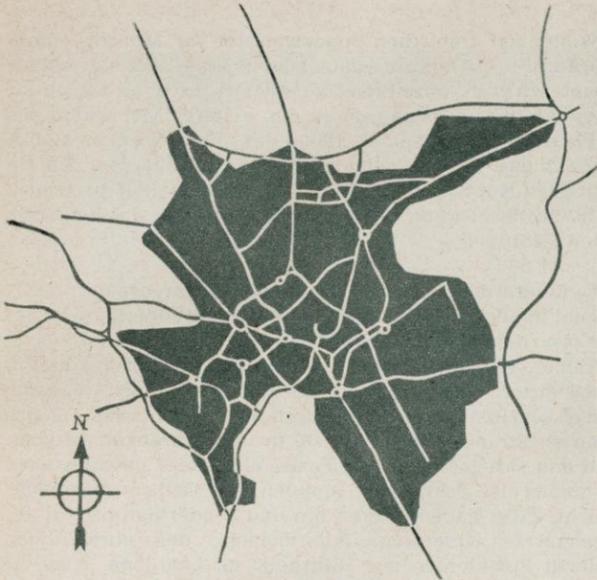
Ein entfernter Verwandter des unwiederbringlichen Schwejk

Von Heinrich Böll

Daß wir unseren Wortschatz revidieren müßten, ist schon oft und von vielen Leuten gesagt worden, aber diese Revision wird nur selten vorgenommen. Aus Verlegenheit bedienen wir uns verbrauchter Wörter, deren Sinn sich längst so eingeengt oder erweitert hat, daß sie einfach nicht mehr passen: Unsere Väter oder unsere älteren Brüder, wir selbst waren es bis 1945: Antimilitaristen; aber diejenigen, die als Antimilitaristen auftraten — wir merkten es spät —, waren so verkrampt, so humorlos wie die Militaristen selbst, und das schmale Wort anti erscheint uns nun als eine zu geringe Basis für diese wichtige Frage unserer Existenz. Deshalb schon, weil in diesem winzigen Wort nichts von dem enthalten ist, was uns wirklich von den Militaristen trennt; auch diese sind andere geworden, ganz vernünftige Leute scheint es, die

Hannover sucht neue Formen

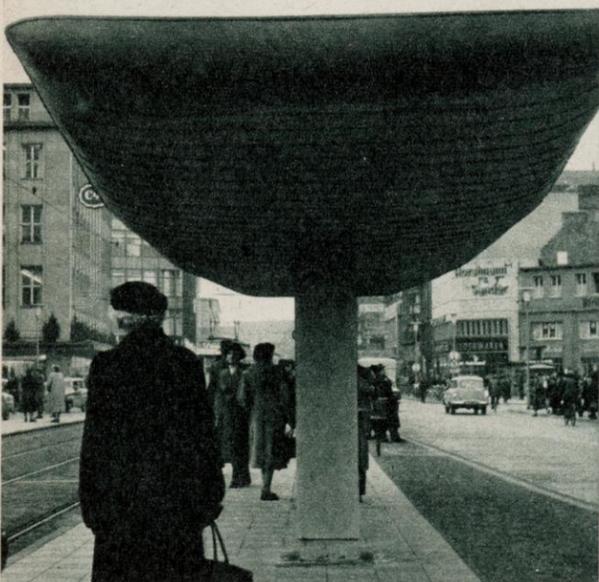
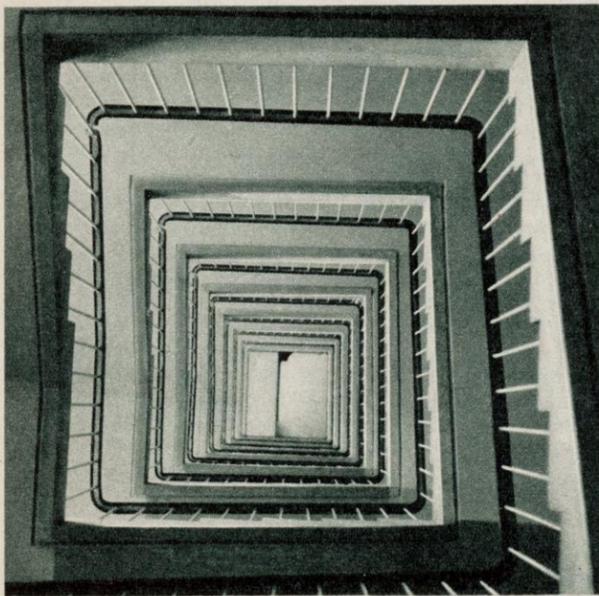
Heinz Held fotografiert die erste Reportage unserer Serie: 10 Jahre danach



Nach 88 Luftangriffen war Niedersachsens Hauptstadt Hannover ein Trümmerhaufen wie viele andere deutsche Städte auch. Wie wenige andere Städte aber begann Hannover frühzeitig mit einem überlegen geplanten und modernen Wiederaufbau. Heute — zehn Jahre nach Kriegsende — wird die Atmosphäre der Stadt bereits ganz vom neuzeitlichen Charakter ihrer Bauten bestimmt. Schon 1951 legte ein Gremium bester Städteplaner und Architekten den sogenannten Flächennutzungsplan als Grundlage der künftigen Stadtgestaltung vor. Nach ihm gliedert sich die Innenstadt Hannovers. Siehe unsere Kartenskizze (oben).

Friedenstauben können als Symbole für Hannover gelten. Sie leben in großen Schwärmen im Bahnhofsviertel und sind wieder so zutraulich, daß sie unbekümmert auf den Schultern tierliebender Menschen sitzen. Dieser junge Mann ist einer der vielen Hannoveraner Bürger, die „ihre“ Tauben regelmäßig füttern und pflegen. „Möge es immer so bleiben“, sagte der junge Taubenfütterer (oben) unserem Reporter und strich dem Vogel über die blaugrauen Federn. Er erinnert sich ungerne an die Bombennächte und an die sechs Millionen Kubikmeter Schutt, die noch vor wenigen Jahren die Stadt darstellten. Heute ist es anders.

Wohnungen! Wohnungen! Sie sind auch für Hannover das Problem Nr. 1. Die Stadt an der Leine gehört zu den Orten mit dem stärksten Zuzug in Deutschland. 20,9 v. H. der Einwohner sind Flüchtlinge. Mit 9000 Neugründungen von Betrieben steht Hannover an der Spitze aller deutschen Städte. Deshalb entstand neben vielen anderen Siedlungen auch dieses neue Wohnviertel (oben) mitten in der Stadt. Dieser „Constructa-Block“ mit seinen hellen Wohnungen, Balkonen und viel Grün zwischen den Häusern gilt als beispielhaft für moderne Wohnbauten in Großstädten. Interessant die Aufteilung der Giebelwand.



Neues Leben blüht aus den Ruinen (rechts). Die öffentlichen Bauten am Leibnizufer, der künftigen repräsentativen Uferstraße entlang der Leine, lassen die Reste der alten Stadt verschwinden. Jede Epoche hat ihre eigenen Ausdrucksformen. Selbst die Haltestellen der Straßenbahn mit ihren elegant geschwungenen Dächern aus Beton und Stahl spiegeln diesen Willen (oben). Und auch die Kollegen vom DGB Hannover waren dieser Meinung und bauten ihr neues Heim als Hochhaus. Der Blick in den Treppenflur offenbart die zeitgemäße Schönheit des neuen Bauens (ganz oben). Im nächsten Heft Fortsetzung

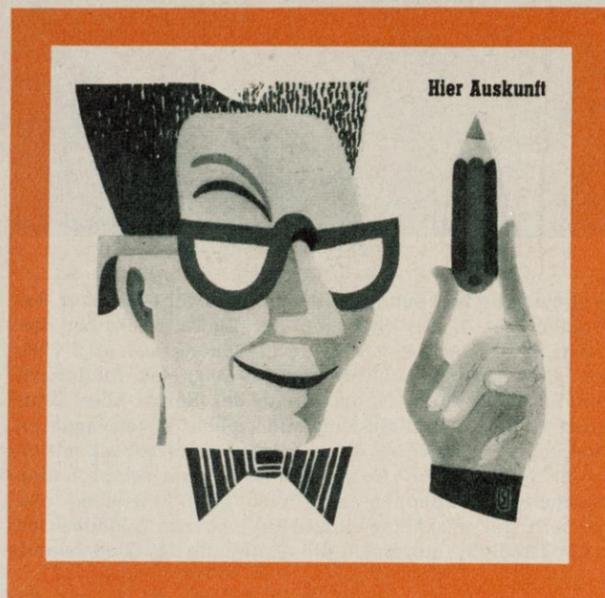
Liebe Freunde! Gut ins neue Jahr gekommen? Ich auch! Gefaßte gute Vorsätze schon teilweise über Bord geworfen? Ich auch! Stellt Euch vor, wir besonders tüchtigen Deutschen würden auch noch alle guten Vorsätze, ausnahmslos alle, verwirklichen, die so zum Jahreswechsel gefaßt werden. Nicht zum Aushalten wäre das. Aber kommen wir zum Thema. Wir haben nur eins heute. Zu unserer Streitfrage „Schwarz-weiße Ehe“ sind so viel Briefe gekommen, daß wir ausnahmsweise mal unsere ganze Spalte zur Verfügung stellen müssen, wenn wir das Thema heute abschließen wollen. Und das wollen wir.

In alter Freundschaft

Thomas

Zeit ist noch nicht reif

Unser Freund, Berufsschuldirektor Dr. Erich Ulrich in Marl, stellt uns noch einmal seinen Rat und seine Erfahrungen zur Verfügung: In der Nummer 24/54 habt Ihr meine Meinung zu der Frage „Kann ein deutsches Mädchen einen Farbigen heiraten“ gebracht, aber einen Kommentar hinzugefügt, der m. E. nach nur eine Notlösung



darstellt. Euer Rat, die beiden jungen Menschen sollen versuchen, in Frankreich ein gemeinsames Leben aufzubauen, ist sehr schwer durchführbar. Ich weiß aus Erfahrung, daß selbst farbige Kolonialfranzosen mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben und in der Regel nur in schlecht bezahlte Arbeitsstellen einrücken können. Wie schwer die Lösung des Problems ist, zeigt die beigegefügte kleine Zeitungsnote, wonach ein Deutscher in Windhuk sogar zur Prügelstrafe verurteilt worden ist, weil er sich mit einer Farbigen eingelassen hat. Zugegeben: es handelt sich in diesem Falle um Südwestafrika, wo die Rassenfrage in den letzten Jahren besonders stark in Erscheinung trat. Aber auch in den USA werden große Schwierigkeiten zu erwarten sein, wenn ein deutsches Mädchen einen Farbigen heiratet.

Trotz lebhafter Bemühungen der Regierungsstellen in den USA, die Annäherung der Rassen zu betreiben, ist bisher kaum ein Erfolg zu verzeichnen. Hier ist also das entgegengesetzte Beispiel wie Südwestafrika zu beachten. Die Regierung wünscht den Ausgleich, aber die Bevölkerung ist dermaßen konservativ, daß es noch langer Jahre Arbeit bedarf, um Vorurteile zu beseitigen. Auch heute würde ich wiederum den Rat erteilen, mit Rücksicht auf die zu erwartenden großen Schwierigkeiten lieber einen Partner zu suchen, der im sozialen Bereich des eigenen Lebens seine Grundlage gefunden hat. Ich wünsche mit Euch, daß wir auch auf diesem Gebiete einer Klärung entgegengehen, die eine Diffamierung bestimmter Rassen endgültig ausschließt.

Sie sagt „Bravo“

Johanna G. in Groß-Gerau schreibt: Skandalös war Deine Antwort nicht und eine Ermunterung schon gar nicht. Die Frage mit „ja“ oder „nein“ zu beantworten, wäre immer falsch. Wenn eine Weiße und ein Neger sich wirklich lieben, dann haben sie damit schon bewiesen, daß sie mit den alten Rassengesetzen gründlich aufzuräumen gedenken. Da kann ich nur „Bravo“ sagen. Amerikanische Soldaten heiraten in Massen japanische, koreanische und andere asiatische Mädchen. Nur den Negern will man eine Heirat mit Weißen verwehren. Kinder aus Mischehen zwischen Negern und Weißen erben nicht mehr und nicht weniger schlechte Erbanlagen als andere Kinder. Erst die Umgebung formt den Menschen. Und da fängt das Verhässeln auf den Spielplätzen und in der Schule an. Alle Erwachsenen sollten mal ohne Vorurteile diese Kinder beobachten — dann werden sie feststellen, daß Mischlingskinder nicht anders sind als die eigenen lieben Sprößlinge.

Status „ZebraKind“

Aus Bonn schreibt schließlich Herbert Mayer: Vorsicht vor jedem Nachklatsch ebenso blöder wie gefährlicher Rassentheorien mit sehr praktischen Nachwirkungen — wie gehabt! Zu diskutieren wäre lediglich der Status der „ZebraKinder“ in unserer ach so aufgeklärten Welt. Was da an seelischer Belastung mitgegeben wird, ist nicht wenig. Also nichts gegen Schwarz-Weiß, aber alles gegen eine Gesellschaftsordnung der Farbskala und der Herrenrasse.

Fünf Jahre BDM

Das war fürwahr ein großer, stolzer Tag in der Geschichte des BDM

Fünf Jahre „Bund Deutscher Mensch-ärgere-dich-nicht-Spieler“ (BDM), fünf Jahre harter Arbeit an der deutschen Volksseele, fünf Jahre grandioser Aufstieg aus kleinsten Anfängen waren für das Präsidium des BDM ein wahrhaft echter Anlaß, diesen Tag ganz unter die bunten Püppchen zu stellen, die seinem Dasein den Inhalt geben. Die festlich geschmückten Räume des Hotels „Petersberg“ gaben dem Tag einen würdigen Rahmen. Hierhin waren nicht nur die leitenden Herren des BDM aus dem ganzen Land geladen, sondern auch mancher einfache Bundesbruder durfte dank seiner unermüdlichen Mitarbeit an den hohen Zielen des Verbandes — in diesem Kreis weilen. Mit ihnen erschienen als Gäste die Vertreter der Regierung sowie die gesamte in- und ausländische Presse, was die enorme Bedeutung, die der BDM im deutschen Vereinsleben erworben hat, hinreichend beleuchten mag.

Der Festtag begann mit der Einweihung des neuen, so überaus stattlichen Bundesverbandshauses des BDM am Venusberg. In bewegten Worten schilderte der 1. Generalsekretär des BDM, Philipp Köhm, den schweren, aber stolzen Weg des Verbandes vom Hinterzimmerbüro in der Hundsgasse (hier kamen alten Bundesbrüdern die Tränen) bis zu diesem prächtigen Bau mit seinen fast 800 Fenstern, 156 Räumen, zwei Paternostern und drei Schnellaufzügen, wo jetzt an 374 Schreibtischen von rund 500 Angestellten das deutsche Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel nach wohlgedachter, vor allem aber arbeitssparender Methode geleitet wird. Was man anderswo in drei Stunden schafft, schafft man hier schon in sechs.

Die tieferschürfende, aber geistvolle Festrede „Das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel und Europa“ hielt der langjährige Präsident des BDM, Hans-Joachim von Baldowa, ein Mann, wie sich der Verband keinen besseren wünschen kann: Hat er sich doch sozusagen von der Pike emporgearbeitet und — wie seine Freunde zu berichten wissen — schon in der Jugend mit Püppchen gespielt. Ja — noch mehr: Es ist allseits bekannt, daß der bejahrte, weißhaarige Herr Präsident inmitten seiner unzähligen Verpflichtungen im Verbandsleben, seiner steten und aufreibenden Beanspruchung durch ständige Tagungen und täglich wechselnde Konferenzen, bei seiner dauernden Jagd von Kongreß zu Kongreß dennoch jede Woche fünf Minuten Zeit findet, um noch einmal Mensch ärgere dich nicht zu spielen, um so nicht nur bei seinem Lebensziel Erholung zu suchen, sondern ihm auch allzeit lebendigen Ausdruck zu verleihen.

Lang anhaltender Beifall rauschte auf, als Präsident Hans-Joachim von Baldowa die schon seit langem erwartete Stiftung des Ehrenkreuzes des BDM vornahm. Dieses Ehrenkreuz, dem ein namhafter Künstler eine schicke Form gab, liegt nunmehr in fünf Stufen für verdienstvolle Mitglieder und wohlwollende Förderer des BDM bereit: 1. das Ehrenkreuz am Bande; 2. das Ehrenkreuz in Gold; 3. das Ehrenkreuz in Silber; 4. das Ehrenkreuz in Kupfer; 5. die Ehrennadel.

Sofort nach dieser Stiftung konnte Fritz Kemer, ein schlichter Schmied von der Ruhr, das „Ehrenkreuz des BDM am Bande“ in Empfang nehmen. Dieser wahrhaft um das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel verdiente Mann ist jetzt zum

zweitenmal Deutscher Bundesmeister im Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel geworden und damit für die hohe Auszeichnung wirklich hinreichend qualifiziert. Es blieb aber nicht nur bei dieser Ehrung: Noch ein weiteres Mal wurde das „Ehrenkreuz am Bande“, 10mal das „Ehrenkreuz in Gold“, 23mal das „Ehrenkreuz in Silber“, 144mal das „Ehrenkreuz in Kupfer“ und 2345mal die „Ehrennadel“ verliehen, ein echter, rechter Dank des Präsidiums an verdiente Bundesbrüder.

Das Referat des Nachmittags, „Das Mensch-ärgere-dich-nicht-Spiel in abendländischer Sicht“ (mit Lichtbildern), hielt der Präses der katholischen BDM-Fraktion, Dr. Hieronymus Schmer, ein Mann von echtem Schrot und Korn, der in bewährter Weise, nicht rechts und nicht links schauend, den sozialistischen Mitgliedern des BDM schon manch harten Strauß lieferte und sie in ihre Schranken verwies, so daß sich jetzt die rote Partei allzeit der geschlossenen Phalanx der Schwarzen, Braunen und Gelben gegenüber sieht. Zwar haben es noch hin und wieder marxistisch angehauchte Kreaturen unternommen, den ehrwürdigen Herrn Präsidenten mit „Sturheil“ zu begrüßen. Aber da hat das Präsidium jeweils scharf durchgegriffen, die parteipolitische Neutralität wiederhergestellt und gezeigt, wessen man fähig ist.

„Klein — aber fein“, sagt das Sprichwort, und das kann man auch von der Jugendsektion des BDM sagen. Wenn auch die Jugend unserer Tage so müde und desinteressiert ist: Hier hat sich die Elite der jungen Generation zusammengefunden. Und wenn dieses kleine Häuflein der Tapferen und Unentwegten nun in den Bundesjugendring aufgenommen wird (der Antrag wurde vor kurzem gestellt), wenn dann die staatlichen Zuschußgelder fließen und der erste Volkswagen rollt, dann wird sich auch hier die Anzahl der zahlenden Mitglieder gewiß verdoppeln.

Das war fürwahr ein großer, ein stolzer Tag in der Geschichte des BDM. Und keiner der so zahlreich erschienenen Bundesbrüder aus nah und fern wird sein Lebtage vergessen, wie spät in der Nacht die schier endlosen Autokolonnen, voran die Wagen des Präsidiums, durch das lodernde Spalier fackeltragender BDM-Buben und BDM-Maiden vom Petersberg glitten hinab zum deutschen aller Ströme. Dieser Tag wird ihnen allen Kraft geben für ihre schwere Arbeit im Alltag, wird ihnen Kraft geben, ihre schöne und große Idee in die letzte Hütte zu tragen, auf daß der Tag komme, an dem auch in der letzten Flüchtlingsbaracke und der letzten Villa, in jedem Kloster und jedem Gewerkschaftsbüro der Mensch-ärgere-dich-nicht-Gedanke heimisch geworden ist. Und die Letzten der tapfer Ausharrenden sahen dann im Morgengrauen noch einmal die stolze Bundesstandarte des BDM hoch über deutschen Landen im Morgenwind flattern, fürwahr ein Fanal deutscher Tatkraft und deutscher Tradition, ein Zeichen echten deutschen Vereinslebens.

+

Man kann Mensch ärgere dich nicht auch am Küchentisch spielen.

Heinz Stuckmann

Das Jahr 1955 (Fortsetzung von Seite 2)

Arbeitszeit nichts geändert. Man spricht noch immer vom Achtstundentag, aber selbst seine Einhaltung erscheint in manchen Industriezweigen nicht einmal gewährleistet. Andere Länder, die keinen höheren Stand der Produktion haben als wir, sind zu einer Arbeitszeitfestsetzung von 40 Stunden in der Woche gekommen. Es erscheint mir dringend notwendig, daß auch wir aus allgemeinen gesundheitlichen und kulturellen Gründen einer Verkürzung der Arbeitszeit auf 40 Stunden in der Woche mehr Aufmerksamkeit schenken.

Neben den sozial- und lohnpolitischen Problemen harret die Frage der Mitbestimmung in den Holdinggesellschaften immer noch der Lösung. Die Mitbestimmung der Arbeitnehmer im Bergbau und in der Eisen- und Stahlindustrie hat man versucht, gesetzlich zu regeln. Manches blieb aber in der Schwebe, und ungeklärt ist noch, ob die bisherigen Rechte der Arbeiter und Angestellten in den Holdinggesellschaften gesetzlich anerkannt werden. Da ist die Frage aufzuwerfen, ob sich nicht in den Grundstoffindustrien Konflikte vorbereiten, die unabsehbare Folgen haben können.

Und noch ein anderes ist zu sagen. Seit Jahren drängen die Gewerkschaften auf eine Änderung unserer gesamten sozialen Gesetzgebung. Westdeutschland braucht dringend eine Sozialreform.

Wir erwarten vom neuen Jahr, daß man den Gewerkschaften mehr Gehör schenkt in sozialen Fragen als bisher.

Wir sind uns dessen bewußt, daß alle diese Forderungen nur durchgesetzt werden können, wenn der entschlossene Wille der gewerkschaftlichen Organisationen hinter ihnen steht. Der Arbeitnehmerschaft wird im Leben nichts geschenkt. Nur in hartem Ringen wird es ihr möglich sein, die Lebensbedingungen zu verbessern. Und ohne das Mittel starker gewerkschaftlicher Organisationen geht es nicht. Aus diesem Grunde kann es 1955 für die Arbeiter, Angestellten und Beamten nur eine Parole geben, nämlich die gewerkschaftliche Kraft zu stärken, die Gewerkschaftseinheit zu festigen und solidarisch zusammenzustehen.

Stimmungskanon

Da war eine Angestellte in einem Bremer Betrieb, die sollte keine Gratifikation kriegen — als einzige aus dem ganzen Betrieb —, weil ihr zum 31. Dezember gekündigt war. Kein Wunder, daß ihr da das Herz blutete. Also ging sie zum Landesarbeitsgericht und klagte. Aber das Gericht gab ihrem Chef recht: „Es sei durchaus begründet, wenn der Arbeitgeber der Gewährung einer Sonderleistung an diejenigen Angestellten, mit denen er auch in Zukunft weiter zusammenarbeiten werde, eine andere Bedeutung beimesse als einer Zuwendung an einen bereits in kurzem aus dem Arbeitsverhältnis ausscheidenden Arbeitnehmer.“

Also — Weihnachtsgatifikation nur als Anreiz für zukünftige Arbeit. Von Dank für bisher treu geleistete Dienste ist keine Rede.